
Achtes Kapitel.

Schilderung des Privatlebens der vornehmsten
Völker im persischen Zeitalter.

Die persische Monarchie brachte viele, zum Theil noch sehr rohe Völker, in allen Erdtheilen mit einander in Verbindung; sie trug daher zur weitem Ausbildung des Menschengeschlechtes sehr viel bey. In dieser Ausbildung aber machten die Griechen die weitesten Fortschritte. Ihre Cultur wird auf ewige Zeiten ein Muster der Nachahmung bleiben, und noch hat sie im Ganzen genommen kein Volk der Erde völlig erreicht.

Hey allen Nationen muß man die Sitten des Hofes von den Sitten der Privatleute sorgfältig unterscheiden. Dieß ist besonders bey

Bey der Schilderung des persischen Privat-
 lebens nöthig. An dem persischen Hofe schlich
 sich sehr bald der medische Luxus ein, von
 dem zunächst die Familien der Großen ange-
 steckt wurden. Das Sittenverderbniß des
 Hofes, oder vielmehr des Harems, überstieg
 alle Gränzen der Moralität. Wollust, Eitel-
 keit und Nachsicht setzten hier alles in Be-
 wegung. Man denke sich, um dieß lebhaft
 zu fühlen, eine große Menge von Damen
 und Verschnittenen, die, von andern Ge-
 schäften befreyt, dem Spiele ihrer Leidens-
 schaften ihre ganze Zeit widmen können.
 Daher liefert uns auch die persische Geschichte
 so schauerhafte Beyspiele weiblicher Nachsicht.
 Nicht nur der König, sondern auch andre
 Perser hatten, ausser mehreren Gemahlinnen,
 eine Menge Beyschläferinnen; ja selbst Brüder
 und Schwestern brauchten den Empfindungen
 der Liebe, die sie für einander fühlten, keinen
 Zwang anzuthun.

Bey den Griechen war der Ehestand in
 engere Gränzen eingeschlossen. Heyrathen
 zwischen Blutsverwandten waren nur in ältern
 Zeiten erlaubt, und Solon verstattete sie blos
 zwischen

zwischen Halbgeschwistern und zweyerlei Müttern. Bey den Athenern durfte jeder Bürger sich nur Eine Gattin zulegen, und diese mußte eine freye Person, eine Bürgerstochter, seyn. Man betrachtete die Ehe als einen bürgerlichen Vertrag. Die Griechen heyratheten zwar ziemlich früh, aber doch nicht vor dem 19ten oder 20sten Jahre, weil sie die Jahre der Minderjährigkeit nicht eher zurücklegten. Der Staat erwartete von jedem rechtschaffenen Bürger, daß er sich ordentlich verheyrathete. Daher war, wenigstens einige Zeit lang, der Hagestolze der Verachtung seiner Mitbürger ausgesetzt. Ja es droheten ihm wohl gar Strafen, und er hatte die Ausschließung von Aemtern und Würden zu befürchten. Die ernsthaften Spartaner suchten ihren Hagestolzen die Lust zum Heyrathen durch Peitschenhiebe bezubringen. Eben diese Spartaner machten bey der Vollziehung des Ehevertrages wenig Umstände; sie wurde durch eine Art von Raub, der vermuthlich an die alten Zeiten erinnern sollte, und mit Hülfe einer Unterhändlerin, bewerkstelligt. Bey den übrigen Griechen, vermuthlich bey den Athenern, war das Verbindungsfest von vielen Feyerlichkeiten bes

begleitet. Man schmückte sowohl das junge Paar, als das Haus der Hochzeitleute, mit Blumenkränzen. Die Braut wurde dem Bräutigam durch den Brautführer zugeführt. Man erleuchtete den Weg (es war Abend) durch Fackeln; man suchte ihn zuweilen durch Tänze und Gesänge zu verkürzen. So wie die Braut ins Haus trat, fiel ein Regen von Feigen und andern Früchten über sie her. Nun folgte das Hochzeitfest von Tanz und Musik begleitet; nun schallte das Haus von Hymnen oder Hochzeitliedern wieder. Vom Tanze führte man das neue Ehepaar, abermahls Fackeln voraus, zu dem schönausgeschnückten Ehebette. Vor der Thür des Schlafgemachs ertönten nun, von einem Chore von Jünglingen und Mädchen, Ehebettsgesänge, welche am folgenden Morgen wiederholt wurden. Gewöhnlich hielt die Hochzeitfeyer einige Tage an. Athenische Bürgerstöchter blieben selten unverheyrathet; wenn die Mädchen keine Eltern mehr hatten, so mußten sie ihre nächsten Verwandten entweder selbst heyrathen, oder mit andern Männern versehen. Die Ehescheidung war bey den Griechen von jeher erlaubt, aber dem

dem

dem Manne leichter als der Frau gemacht. Der Mann, der seiner Gattin überdrüssig war, durfte ihr nur ihr Heyrathsguth wieder herausgeben; aber die Frau, die ihren Mann nicht mehr liebenswürdig fand, und einen andern zu Heyrathen wünschte, mußte ihre Gründe erst dem Archon vorlegen. Auch in Ansehung des Ehebruchs befand sich die Frau in einer gefährlicheren Lage. Hatte sie das Unglück, während der wirklichen Verletzung der ehelichen Treue, ergriffen zu werden, so war der beleidigte Ehemann befugt, sich an ihr, und seinem Nebenbuhler, durch den Tod zu rächen. War seine Rachsucht weniger feurig, so übergab er den Ehebrecher der Obrigkeit, und dieser wurde am Leben gestraft. Die Ehebrecherin verfolgte eine immerwährende Schande; sie war von der Theilnahme an allen öffentlichen Handlungen und Feyerlichkeiten ausgeschlossen, und sie wurde zuweilen als Sclavin verkauft.

Die Damen hatten aber bey den Griechen überhaupt ein ungünstiges Schicksal. Sie waren in ihr Weiberhaus (Gynæceum) eingesperrt, wo sie des Nachts durch wohlverriegelte

riegelte Zimmer verwahrt, oder wohl gar durch molossische Bullenbeißer bewacht wurden. Diesem Weiberhause, das sich im innersten Theile der Wohnung befand, durften sich nur die nächsten Verwandten nähern. In demselben wohnte aber blos die rechtmäßige Gattin mit ihren Kindern; man darf es also nicht mit einem morgenländischen Harem vergleichen. Indessen durften die armen Weiber und Mädchen wohl bey öffentlichen Religionsfeyerlichkeiten, aber bey keinem Gastmahle, erscheinen; auch mußten sie, wenn sie ja bey Tage ausgiengen, sich allemahl in ihren Schleyer verhüllen. Da konnten sie freylich den feinem Ton des geselligen Lebens sich niemahle zueignen: da konnten sie die große Frauenkunst, die Herzen der Männer zu bezähnen, unmöglich zu einer ausgezeichneten Fertigkeit bringen. Um so eher befanden sie sich also in Gefahr, um die Gunst ihres Mannes gebracht zu werden. Dieses Schicksal zogen ihnen die Hetären, die Weyschläferinnen desselben, zu.

Die griechischen Gesetze gestatteten zwar einem Manne nicht mehrere Weiber; aber
 sie

sie erlaubten ihm doch, sich so viele Mädchen zu halten, als seiner Neigung, oder seinen Vermögensumständen, angemessen waren. Die Weiber, sagten die Griechen, hätte man zur Erzeugung rechtmäßiger Kinder, die Mädchen aber zur Pflege des Körpers, nöthig. An Gelegenheit, solche Mädchen zu bekommen, fehlte es zu Athen nicht leicht; da man so viele leibeigene und freigelassene Weibspersonen hatte. Zuweilen suchte man sich Ausländerinnen aus. Solche Mädchen dienten auch den Jünglingen, ihre sinnlichen Triebe zu befriedigen, weil auf den vertraulichen Umgang mit Bürgerstöckern schwere Strafe gesetzt war. Für die Bequemlichkeit der jungen Herren sorgten Leute, die in dieser Absicht Mädchen in ihrem Hause unterhielten, und von den feurigen Wünschen der Liebhaber zur Befriedigung ihres Eigennuzes Vortheil zogen. Unter den Mädchen, die mit ihren Neizen ein Gewerbe trieben, spielte manches, wie z. B. die Aspasia, eine glänzende Rolle. Die Menge dieser Wollustmädchen wurde aber in Griechenland immer größer. Sie stieg zugleich mit dem Luxus. Die meisten traf man daher in Athen und Korinth an. Von

der

der letztern Stadt beweiset es schon der Ausdruck Korinthifren, mit welchem man die Ausschweifungen in der sinnlichen Liebe bezeichnete. Lange bemühten sich Väter und Obrigkeiten, diesem Unfuge Gränzen zu setzen. Jene enterbten ihre Söhne, wenn sie die Liebesausschweifungen zur Gewohnheit machten, und die Obrigkeiten errichteten Tempel der gemeinen Venus, durch die sie den Begattungstrieb der jungen Leute einiger Ordnung unterwarfen. Bey den Spartanern konnte ein junger Mensch ein artiges Weib von ihrem Manne geliehen bekommen. Niemand schimpfte den gutwilligen Mann einen Hahurey; man sah nicht sowohl auf die Waterschaft, als auf die Gesundheit und Stärke der Kinder.

Die Römer hatten, ausser den Beygeschläferinnen, zwey Arten von Eheweibern; einige befanden sich unter der Gewalt des Mannes, andre nicht. Man konnte zum Besitze einer Gattin auf dreyerley Art gelangen. Manchs mahl war es schon genug, wenn man ein Mädchen heimführte, und es Jahre lang im Besitze hatte; ein andermahl gieng eine Art

von

von Handel voraus, indem man die Braut ihren Eltern oder Verwandten gleichsam abkaufte. Ofters aber wurde die Vollziehung der Ehe durch ein feyerliches Mehlopfer eingeweihet. Ehen, die auf die letzte Art geschlossen waren, gaben der Frau manches Vorrecht, und sie konnten nicht so leicht wieder getrennt werden. Eben dieses war bey einer Ehe von der zweyten Art der Fall. In diesen Zeitraume kamen jedoch noch gar keine Ehescheidungen bey den Römern vor. Ein römischer Bürger durfte der Regel nach nur eine Bürgerstochter, oder eine Freygelassene, zur Gattin wählen. Meistens gieng eine feyerliche Verlobung vorher, und die Braut erhielt von ihrem Bräutigam einen Ring, als ein Symbol der ehelichen Treue. Die Heimführung der Braut war von manchen Feyerlichkeiten begleitet, die sich auf ursprüngliche Sitten und Gebräuche bezogen. Sie geschah des Nachts; die Braut wurde gleichsam entführt; sie verließ das väterliche Haus mit einer Spindel in der Hand, und ihr flüchtiger Fuß durfte weder dieses noch des neuen Hauses Schwelle berühren. Es führten sie zwey Jünglinge, und ein dritter leuchtete ihr mit

mit der Fackel; zuweilen trug ihr ein viertes das weibliche Geräthe nach. Ehe sie in ihre neue Wohnung trat, mußte sie die Thürpfosten desselben mit weißen wollenen Binden behängen, und mit Wolfsfett bestreichen; sodann trat sie auf ein gleich am Eingange ausgebreitetes Schaaffel, und rief ihren Bräutigam, der ihr die Schlüssel des Hauses überreichte. Hierauf berührte sie Feuer und Wasser, die Symbole reiner Sitten, und ehelicher Treue. Nun folgte das Hochzeitmahl, und nun folgten Gesänge und noch mehr Frevellichkeiten, wie sie bey den Griechen und andern Völkern gewöhnlich waren.

In Ansehung der Kinder herrschten bey den verschiedenen Nationen mancherley Grundsätze. Meistens wurden sie für ein Glück des Ehestandes angesehen. Besonders hielten die Perser viele Kinder für Segen und Ruhm. Die Kinder mußten den Eltern zwar die größte Ehrerbietung beweisen; aber das Recht, den Kindern das Leben zu nehmen, hatten die Eltern nur in höchst seltenen Fällen. Bey den Griechen und Römern kannte die natürliche Gewalt fast gar keine Grenzen.

Der

Der Vater hatte das Recht, ein neugebohrnes Kind, welches mit einem schwachen, gebrechlichen Körper zur Welt kam, zu tödten oder wegzuschaffen; doch mußte er dieses in den ersten 5 Tagen nach der Geburth thun. Bey den Spartanern, wo die Kinder dem Staate gehörten, wurde das Schicksal des neugebohrnen Kindes durch eine Besichtigung der Stammältesten entschieden. Weistens traf das traurige Loos, weggeschafft zu werden, Töchter und unehliche Kinder. Bey den Römern wurde das neugebohrne Kind von der Hebamme auf den Fußboden des Zimmers hingelegt, und es hieng nun vom Vater ab, ob er es aufheben, das heißt, für seine Auferziehung sich verbindlich machen, oder wegschaffen lassen wollte. Ueber die erwachsenen Söhne hatte bey den Griechen der Vater weiter keine Gewalt, als daß er sie, wenn sie sich ungehorsam bewiesen, verstoßen und enterben konnte; bey den Römern aber blieben die Kinder, und alles, was sie besaßen, so lange ein Eigenthum des Vaters, bis er seinem Rechte durch eine Art von Verkauf entsagte, oder bis Tod oder Verbannung seinen Vaterrechten ihr Ende bestimmte. Bey den Spartanern

tanern fand gar keine väterliche Gewalt statt, weil alle Kinder dem Staate gehörten.

Hey den Griechen erhielten die Kinder ihren Nahmen am 10ten Tage nach ihrer Geburth. Sie erhielten ihn vom Vater. Bald wurde das Kind nach dem Großvater, oder nach sonst einem merkwürdigen Manne aus der Familie, genannt; bald nahm man auf körperliche Eigenschaften, oder andre zufällige Umstände, Rücksicht. Man legte die neugebohrnen Kinder in Wannen, deren Stelle bey den kriegerischen Spartanern Schilde vertraten. Die Wöchnerin wurde sechs Wochen für unrein gehalten. Nach Verlauf dieser Zeit begab sie sich in den Tempel, um ihr Dankopfer zu bringen. Das junge Weib, das zum erstenmahl Mutter geworden war, weihete den Göttern ihren Jungferngürtel. Die meisten Mütter schämten sich noch nicht, ihrem Kinde die mütterliche Brust zu reichen; nur der einreißende Luxus machte die Sitte, Ammen zu halten, immer allgemeiner.

Auf die Erziehung der Kinder wurde bey den meisten Nationen der damahligen Welt
Galletti Weltg. 2r Th. 2 ziemlich

ziemlich viele Sorgfalt gewendet. Die Söhne der Perser blieben fünf Jahre lang unter der Aufsicht der Weiber. Vom 6ten bis zum 20sten wurden sie zu ihrer künftigen Bestimmung gebildet, und man brauchte für dieselbe weiter nichts, als die Geschicklichkeit, mit dem Pferde und dem Bogen umzugehen, und die Wahrheit zu reden. Die Perser dachten sich nichts Schändlicheres, als eine Lüge. Die Kinder der Vornehmen wurden in allen Künsten und Wissenschaften der Meder unterrichtet. Bey den Griechen hegte man schon den vernünftigen Grundsatz, daß der Staat die Erziehung der Kinder nicht der Willkühr der Eltern überlassen dürfe. Die Spartaner sorgten eigentlich nur für die Bildung des Körpers; bey den Athenern, und andern Griechen, wurde aber auch der Cultur des Geistes viele Sorgfalt gewidmet. Bey den Athenern, welche Solons Verordnungen befolgten, blieb der Knabe gewöhnlich bis ins 7te Jahr in dem Weiberhause. Hierauf bekam er zwey Lehrer, von welchen einer den Körper, und der andre die Seele, bildete. Wohlhabende Eltern hießen ihren Söhnen einen sogenannten Pädagogen, der seinen Hof-

Hofmeister vorstellte. Zu einem solchen Pädagogen wählte man einen feinen Leibeignen von guter Herkunft und Erziehung. Dieser begleitete seinen Zögling in die Schule und auf den Übungsplatz. In der Schule war der Unterricht sehr zweckmäßig. Die Knaben, die Lesen und Schreiben konnten, mußten sich üben, die schönsten poetischen Werke ihrer Nation, z. B. Homers Gedichte, laut und richtig hersagen zu können. Diese Übung bildete eben sowohl ihr Herz als ihren Geist; sie erfüllte sie mit Vaterlandsliebe und mit Heldengesinnungen; sie bahnte zur Entwicklung ihrer Rednertalente den Weg. Aufferdem lehrte man sie Arithmetik, Geometrie, Philosophie, lehrte man sie besonders die Geseze und Verfassung des Vaterlandes, und die vorzüglichsten Männer ihres Zeitalters, kennen. Zur Erwerbung der letztern Kenntnisse hatten sie aber nicht eher die Erlaubniß, als bis sie zur feyerlichen Aufnahme unter die Staatsbürger gelangt waren. Dieß pflegte nach dem 20sten Jahre zu geschehen; aber erst vor dem 30sten Jahre an hatten sie das Recht, öffentlich zu reden. Zur Bildung des Herzens brauchte man, auffer dem Lernen der

vortrefflichsten Gedichte, die Tonkunst, mit der man noch vor den Leibesübungen den Anfang machte.

Die Leibesübungen, oder die Bildung des Körpers, begriff man unter dem Nahmen der Gymnastik. Durch sie suchte man dem jungen Körper Biegsamkeit, Gewandtheit, Stärke und Gesundheit zu geben; durch sie suchte man Knaben und Jünglinge zur Erduldung aller Leiden und Beschwerlichkeiten des Lebens zu gewöhnen, suchte man sie zu den Mühseligkeiten und Geschäften des Krieges vorzubereiten. Man ging von leichtern zu schwerern Uebungen fort, und man brachte es dadurch allmählig zu einer bewunderwürdigen Fertigkeit. Der stärkste Antrieb, sich in den Leibesübungen auszubilden, aber war der Umstand, daß man bey feyerlichen Gelegenheiten sich durch dieselben Ruhm, und Geldbelohnungen, erwerben konnte. Solons Gesetze bestimmten für den Sieger in den olympischen Spielen einen Preis, der dem Werthe von 500 Oeksen gleich kam.

Die gymnastischen Uebungen bestanden aber hauptsächlich aus fünferley Arten. Die erste war

war der Wettlauf auf der Rennbahn. Diese war ein so tief mit Sand überschütteter Platz, daß ein Ungeübter auf derselben kaum aufrecht stehen, kaum langsam fortschreiten konnte. Dennoch brachten es die jungen Leute so weit, mit Helm, Schild und Spies bewaffnet, ja wohl gar in schwerer Rüstung, um die Wette laufen zu können. Daher fanden sich unter den Griechen aber auch Leute, die in Einem Tage 20 bis 30 Meilen zurücklegen konnten. Die zweyte Art der Leibesübung war der Sprung. Dieser war entweder vorwärts, oder gerade in die Höhe, gerichtet. Der Springer hielt, um sich einen Schwung zu geben, oder im Gleichgewichte zu erhalten, in jeder Hand ein Stück Bley oder Eisen; auch ließ er sich zuweilen schwere Gewichte an die Füße binden. Das Ringen, die dritte Art der Gymnastik, bestand hauptsächlich in der Geschicklichkeit, den Gegner drey-mahl niederzuwerfen, und auch auf dem Boden den Kampf so lange mit ihm fortzusetzen, bis er alles Widerstandes unfähig war. Die Körper der Ringer wurden ganz mit Oehl überstrichen, und mit feinem Sandstaube bestreut. Man wollte durch diese Vorsichtigkeit

vers

verhüten, daß die Luft in den erhitzten Körper nicht so sehr eindringen, daß er durch allzustarke Ausdünstungen nicht entkräftet werden möchte. Der Kampf gieng unter bedeckten Gängen vor, die mit Ruheplätzen und Oeffnungen versehen waren. Nach geendigtem Kampfe begaben sich die Ringer ins Bad. Bey der vierten Art der Leibesübungen, dem Faustkampfe, war die Faust anfangs unbewaffnet; in der Folge versah man sie aber entweder mit einem großen Ballen, oder man band um den ganzen Vorderarm einen Ochsenriemen, der bey Leuten, die sich mit dieser Art von Kampf sehen ließen, auch wohl mit Bley oder Eisen angefüllt war. Der Angriff war hauptsächlich auf Backen und Ohren gerichtet, und man suchte den empfindlichen Schlägen, die manchen blauen Fleck, und manche derbe Quetschung, verursachten, durch schnelle und geschickte Beugungen und Wendungen auszuweichen. Fühlte sich der eine von beyden Kämpfern des Widerstandes unfähig, so streckte er gegen seinen Sieger beyde Hände aus. Zuweilen wurde der Faustkampf mit dem Ringen verbunden. Man hatte endlich noch eine Leibesübung, die dazu diente, den Armmuskeln die äußerste Beweglichkeit

lichkeit und Stärke zu geben. Man brauchte hierzu ein scheibenförmiges Stück Blei, Eisen oder Stein, das gemeiniglich so schwer war, daß es ein ungeübter Mensch kaum in die Höhe heben konnte. Diese Scheibe, die man nach einer gewissen Weite, oder nach einem bestimmten Ziele warf, hatte in der Mitte ein Loch, durch welches entweder die bloße Hand, oder ein Riemen, durchgesteckt wurde. Mancher brachte es durch lange Übung dahin, daß er die Scheibe mit einigen Fingern fortzuschleudern konnte.

Dies waren nur die vornehmsten Leibesübungen der Griechen; auch das Tanzen, Schwimmen, Bogenschießen, Reiten und Voltigiren gehörte unter die Mittel, dem Körper Stärke und Gewandtheit zu geben. Durch eine solche Bildung und Entwicklung der Körperkräfte wurden die jungen Leute der Griechen in den Stand gesetzt, durch bewundernswürdige Heldenthaten sich auszuzeichnen. Diese Erziehung der Griechen, oder eigentlich der Athener, erstreckte sich aber, Solons Verordnungen gemäß, nicht auf die ganze Jugend, sondern nur auf den edlern Theil
der

derselben. Bey den Handwerkern besuchte der Knabe die Schule und den Uebungsplatz nur so lange, als ihn sein Vater entbehren konnte. Jeder Vater von der niedern Volksklasse war nach einem Gesetze verpflichtet, seinen Sohn eine Kunst oder sonst ein anständiges Gewerbe lernen zu lassen, und der Sohn war, wenn der Vater diese Pflicht beobachtete, verbunden, für den Unterhalt seines alten, dürftigen Vaters zu sorgen. Freye Griechen durften keine gemeine Handwerke treiben. Die Spartaner schämten sich fogar der freyen Künste und des Ackerbaues.

So wurden die Knaben der Griechen erzogen. Die Mädchen erhielten ihre Bildung im Gynäceum, wo sie im Spinnen, Weben, Nähen, Stricken und Fußmachen unterrichtet wurden. Dieß war aber auch alles, was sie bey ihrer nonnenmäßigen Erziehung lernten. An die Bildung ihres Geistes durch Unterricht, oder durch gesellschaftlichen Umgang, wurde gar nicht gedacht. Sie entbehrten dabey aller körperlichen Bewegung in freyer Luft. Dieß mußte auf den Wuchs und die Bildung ihres Körpers den merklichsten Einfluß haben.

Bey

Vey den Römern machte in diesem Zeiträume der Körper noch den Hauptgegenstand der Erziehung aus. Alles kam darauf an, die jungen Leute zu guten Kriegern zu bilden. Wissenschaftlicher Unterricht fand damahls noch fast gar nicht statt.

Der größte Theil der Hausgenossen der Alten bestand aus Leibeigenen, und die Zahl derselben wuchs, besondes bey den Griechen, immer mehr an. Diese Leibeigenen waren meistens Thracier, Scythen, Geten, Dacier und Phrygier; manche Griechen hielten sich auch schon Aethiopier, die bey ihnen die Stelle unserer Mohren vertraten. Die meisten Leibeigenen schafften die thessalischen Sclavenhändler herbey. Ein solcher Sclave kostete gewöhnlich 40 bis 200 Thaler, und es gab reiche Griechen, die mehrere hundert ja tausend Sclaven hatten. Man brauchte diese Leibeigenen aber auch zu allen Verrichtungen des gemeinen Lebens. Bald stellten sie Pagen und Bedienten, bald Hofmeister und Sekretäre, bald Künstler und Handwerker, bald Bauern und Vergleute, vor. Die Leibeigenen aus Phrygien und andern kleinasiatischen Ländern waren oft sehr

ge²

gebildete Leute. Dennoch behandelte man sie zuweilen mit wenig Menschengefühl. Man kaufte meistens nur erwachsene Slaven, denen man das Heyrathen unterfagte. Tausende von solchen unglücklichen Leuten starben daher, ohne ihr Geschlecht fortgepflanzt zu haben. Im Orient schaffte man sich immer mehr verschnittene Slaven an; die Lydier erfanden sogar die unfeltige Kunst, auch die Mädchen zum Zeugungsgeschäfte untüchtig zu machen.

In der Kleidung und Wohnung war, vornehmlich bey Persern und Griechen, ein großer Luxus eingerissen. Die Perser trugen ursprünglich lederne, knapp anliegende Röcke und Beinkleider. Der Kopf war mit einem thurmförmigen Hute bedeckt. In der Folge legten sich aber die vornehmsten Perser die weite und vollständige Kleidung der Meder zu. Dieses weite, bis auf die Füße herabgehende Gewand hüllte den Körper so ein, daß man weder den schönen noch den häßlichen Bau desselben wahrnehmen konnte. Die Bedeckung des Kopfes war von verschiedener Art, doch meistens zuckerhutförmig. Der übrige

übrige Schmuck bestand aus Halsketten, Armbändern, Ohrenringen. In der Hand erblickte man gewöhnlich einen kurzen Stock mit einem runden Knopfe.

Vey den Griechen hatte sich in Ansehung der Form der Kleidung wenig geändert; aber in Ansehung des Zeuges war, seit der Bekanntschaft mit Asien, großer Luxus eingeschlichen. Die Mannspersonen der Athener trugen meistens eine Tunica, die nur bis auf die halbe Wade reichte, und über dieselbe warfen sie einen Mantel, der sie fast ganz bedeckte. Bauern und Handwerker schürzten ihre Kleider bis auf die Knie auf. Die athenischen Damen erschienen in einer weißen Tunica, die, auf der Schulter durch Knöpfe befestigt, und unter der Brust durch einen breiten Gürtel zusammengehalten, in wallenden Falten bis auf die Fersen herabfloß. Ueber den Oberleib warfen sie eine kürzere Tunica, die über den Hüften mit einem breiten Bande festgebunden war, und bisweilen kurze nur den Oberarm bedeckende Ermel hatte. Durch einen leichten Mantel wußten sie ihrem Körperbau noch mehr Grazie zu geben. Ausser
dem

dem Hause ließen sie sich nie ohne Schleyer sehen. Wie entzückt waren daher die athenischen jungen Herren, wenn der gütige Wind den Schleyer eines schönen Mädchens so zurückschlug, daß ihnen die aufblühenden noch unbekanntten Reize desselben auf kurze Augenblicke enthüllt wurden! Die Tunica war anfangs von Leinwand; in den spätern Zeiten gewöhnlich von Kattun. Die gemeinen Leute kleideten sich meistens in Zeug von weißer Wolle; die Vornehmen und Reichen zogen den Zeug vor, der mit Scharlach, Purpur oder röthlich = Violett gefärbt war. Im Winter trug man Kleider - von medischem Zeuge, welcher große Wollflocken hatte. Es gab schon Zeuge, die mit Gold durchwirkt waren; es gab Zeuge, die die schönsten Blumen in ihren natürlichen Farben zeigten (also feine Kattune, oder Zise); diese wurden aber nur zu Gewändern für die Bildsäulen der Götter, oder für die Schauspieler auf dem Theater, gebraucht. Ein athenisches Gesetz verordnete, daß sich die Freudenmädchen in solche Zeuge kleiden sollten; dieß war das wirksamste Mittel, die ehrbaren Damen vom Gebrauche derselben abzuhalten.

Auf

Auf die Keintlichkeit des Körpers wendeten die Griechen außerordentliche Sorgfalt. Zu dieser Absicht bedienten sie sich des Badens und Salbens. Sie ließen, wenn sie aus dem Bade kamen, ihren Körper von Leibeigenen mit Oehl recht tüchtig einreiben, und ihn hernach mit kostbaren Salben einschmierem. Hierdurch wurde eben sowohl für die Gesundheit als Schönheit des Körpers gesorgt. Langes Haupthaar sah man als ein Zeichen der Schönheit und Würde an; daher suchte man den Haarwuchs durch allerley Mittel zu befördern. Gelblichblondes Haar liebten die griechischen Mädchen am meisten; doch fanden sie auch krauses, lockiges Haar gar nicht häßlich, und manchmahl bewirkte die Kunst, was die Natur vernachlässigt hatte. Den verweltenden Reizen ihres Gesichtes wußten sie durch schwarzgefärbte Augenbraunen und Schminke aufzuhelfen,

Die Römer trugen, dicht auf ihrem Leibe, ein wollnes, gewöhnlich weißes Kleid ohne Ärmel, welches nur etwas über die Knie reichte, vorn ganz offen war, und über die Hüften mit einem Gürtel befestigt wurde.

Vey

Bey den Senatoren und ihren Söhnen war dieses Gewand, welches Tunica hieß, an dem vordern rechten Saume mit einem Purpurstreife verbrämt; bey den Rittern hatten beyde Säume solche Streifen, die aber schmähler waren. Mannspersonen von niedrigem Stande trugen, ausser dieser Tunica, nur noch ein leinenes Unterkleid oder Hemd; die Vornehmen ließen sich aber ohne Bedeckung der Toga nie öffentlich sehen. Diese Toga war eine Art von Mantel, der vom Halße bis auf die Füße herabgieng, von unten bis auf die Brust zugenähet, von der Brust bis zum Halße offen war, und keine Ärmel hatte. Sie wurde eigentlich nur übergeworfen. Gewöhnlich bestand sie aus weißem wollenen Zeuge; nur bey Leichenbegängnissen war sie schwarz. Die Toga war ein eigenthümliches Gewand der römischen Bürger. Den Jünglingen wurde die Mannstoga erst nach Vollendung des 16ten Jahres feyerlich angelegt. Bey Obrigkeitspersonen, bey Priestern und bey freygebohrnen Kindern, war die Toga mit einem Purpurstreife verbrämt. Die Kleidung der römischen Frauenzimmer war von der männlichen nicht sehr verschieden. Ihre
 Tunica

Tunica reichte bis auf die Füße, und das Obergewand scheint von der Toga hauptsächlich durch den Nahmen Stola unterschieden gewesen zu seyn. Ausserdem trugen die Römer und Römerinnen, besonders in spätern Zeiten, noch manches Kleidungsstück, dessen Gebrauch rauhe und unfreundliche Bitterung ihnen unentbehrlich machte. Sie bedienten sich z. B. noch einer Untertunica, eines dicken, wollnen Oberkleides, eines Regenmantels mit einer Kopfhülle u. s. w. Gewöhnlich trugen die Römer ihren Kopf blos, oder sie zogen einen Theil der Toga über denselben her. Selten, vornehmlich zur Zeit der Saturnalien, bedeckten sie ihr Haupt mit einer wollnen Kappe, welche den Stand eines Freygebohrnen bezeichnete. Ihre Füße hatten mancherley Bedeckung. Bald war nur eine Sohle, oder ein Blech untergebunden; bald war der ganze Fuß bis zur Mitte des Schienbeins bedeckt. Auf die Haare verwendeten die Römer in diesem Zeitraume noch wenig Sorgfalt; sie ließen sowohl die Kopshaare als den Bart frey wachsen, und es kam noch selten ein Messer darüber.

In

In Ansehung der Wohnung herrschte bey den Griechen noch wenig Luxus. Die Privathäuser waren größtentheils mittelmäßig und zum Theil schlecht gebaut. Sie bestanden meistens aus zwey Stockwerken, deren oberes für das Frauenzimmer bestimmt war. Die platten Dächer hatten an den Enden große Vorsprünge. Die Pracht und Schönheit der Privatgebäude war meistens sehr überflüssig, da die Säulengänge, mit welchen die meisten öffentlichen Plätze eingefast waren, die freye Ansicht verhinderten. Eben diese Säulengänge aber waren es, die, in Verbindung mit den herrlichen öffentlichen Gebäuden, den griechischen Städten unter welchen sie vornehmlich Athen und Korinth auszeichneten, ein prächtiges Ansehn gaben. Je weniger aber die Griechen das Aeußere ihrer Privathäuser schmückten, um so sorgfältiger ließen sie sich die innere Verschönerung derselben angelegen seyn. Sie puzten ihre Zimmer, vornehmlich die Speisesäle, mit Statuen Büsten und schönem Geräthe auf. Die Wände waren gewöhnlich durch Gemälde auf nassem Kalk geziert, oder mit Struckaturarbeit, Vergoldung, und massivischer Arbeit, ausgeschmückt. Die Möbeln

Möbeln und andre Geräthschaften, deren man sich bediente, zeugten von dem geschmackvollsten Luxus. Die Römer standen jetzt noch weit hinter den Griechen. In den ersten dritthalb Hundert Jahren sah Rom nicht viel besser als ein großes Dorf aus, und die schlechtgebauten Häuser waren mit Schindeln gedeckt.

In Ansehung der Tafel herrschte der größte Luxus bey den asiatischen Nationen, vornehmlich aber am Hofe des persischen Monarchen, und der persischen Großen und Satrapen. Die der persischen Regierung unterworfenen Provinzen pflegten ihrem Monarchen die besten Producte ihres Landes als ein Geschenk zu überreichen. Hierdurch wuchs, in den Hofmagazinen zu Susa, der Vorrath von den herrlichsten Lebensmitteln ganz erstaunlich an, und die Tafel des Monarchen konnte daher auf das reichlichste und prächtigste besetzt werden. Für den Monarchen selbst waren nur die ausgefuchtesten und schmackhaftesten Speisen und Getränke bestimmt. Er aß nur Weizenbrod von Assus in Phrygien, und Salz aus Aegypten; er trank keinen andern Wein, als calybonischen aus

Galletti Weltg. 2r Th. N der

der Gegend von Damascus; das Trinkwasser, das man ihm überreichte, mußte aus dem Euläus oder Choaspes geschöpft seyn, und es wurde ihm auf seinen Reisen und Märschen in silbernen Gefäßen nachgeführt. Die Tafel der Satrapen, für deren Zufluß die untergebenen Provinzen sorgen mußten, war gewiß nicht weniger mit ausgesuchten und herrlichen Speisen besetzt.

Bey den Griechen konnte der asiatische Luxus der Tafel nicht recht herrschend werden, weil die Erzeugnisse des griechischen Bodens zur Befriedigung desselben nicht hinreichten. So lebten z. B. die Athener größtentheils sehr mäßig, weil die geringe Ergiebigkeit ihres Landes ihnen zur Tafel wenig Ausgesuchtes lieferte. Die Spartaner behielten ihre strenge Frugalität aus Grundsätzen bey. Aber in Korinth, wo der Handel so manchen Leckerbissen herbeyführte, und in Sicilien, wo die Menge von Producten zur Tafelschwelgerey einlud, war die Kochkunst eine unentbehrliche Wissenschaft. Gewöhnlich hielten die Griechen ein Frühstück, eine Mittags- und eine Abendmahlzeit. Die letztere machte eigent-

eigentlich die Hauptmahlzeit aus. Gastmähler hielt man in ältern Zeiten nur zu Ehren der Götter, und an festlichen Tagen; bald lernte man aber einsehen, daß man auch ohne die Götter schmaußen könnte, und die Griechen hielten schon Piqueniks. Sie beobachteten bey ihren Gastmählern eine musterhafte Sauberkeit, vornehmlich in Ansehung der Hände. Sie setzten sich nicht eher zu Tische, als bis sie dieselben gewaschen und gesalbt hatten; ja sie wuschen sie zuweilen bey dem Austragen eines jeden neuen Gerichtes. Diese Reinlichkeit wurde aber schon durch den Umstand, daß die Griechen mit den Fingern aßen, nothwendig gemacht. Aus dem Oriente war die Sitte, bey Tische auf niedrigen Betten zu liegen, nach Griechenland gekommen. Gewöhnlich lagen 5, zuweilen aber auch mehrere Personen, auf Einem Bette. Diese Ruhebetten, welche die Figur eines Halbzirkels hatten, waren oft von Cedernholze, mit Elfenbein ausgelegt, und mit Gold und Silber ausgeschmückt, auch mit herrlichen Decken belegt. Sie schlossen den meist runden Tisch bis auf den Platz ein, wo die Gerichte aufgetragen wurden. Vor den eigentlichen

N a

Ges

Gerichten giengen Kräuter, die zum Appetite reizen, ingleichen Oliven, Austern, und andere solche Speisen, her. Die größte Schwelgerey zeigte sich bey dem Nachtsche. Von dem Getränke, meistens Wasser mit etwas Wein vermischt, wurde den Göttern ein Theil geopfert. Um sich recht aufzuheitern, trank man den Wein unvermischt, und es war in spätern Zeiten nichts ganz seltenes, auch Weiber und Mädchen berauscht zu sehen. Manchemahl wurde der Wein mit Gerstenmehl vermischt. Die Schläfe der frohen Gäste waren oft mit Kränzen umwunden. Auch die meistens großen und zum Theil sehr prächtigen Trinkgefäße waren mit Blumen umkränzt. Man trank den Göttern, oder abwesenden Freunden, zu Ehren; man wetts eiferte im Trinken, aber doch nicht oft, und suchte Heiterkeit und Fröhlichkeit durch besondere Lieder zu erhalten. Ein Mitglied der Tischgesellschaft hatte jedoch das Geschäfte, darauf zu sehen, daß der Wettheifer im Trinken nicht bis zum Uebermaasse, und zur Unanständigkeit, fortschreiten möchte.

Zur Vermehrung des Vergnügens, sowohl bey als auffer der Tafel, gehörte die Tonkunst.

Die

Die perssische Monarchen unterhielten in ihrem Harem mehrere Hundert Sängerinnen, die ihre lieblichen Stimmen nicht nur bey der Tafel hören ließen, sondern auch den Monarchen in einen sanften Schlaf einwiegten, und bey seinem Aufwachen die Laune zur Heiterkeit stimmten. Auch bey den Griechen war Musik, sehr oft mit Tanz verbunden, ein wichtiger Theil des gesellschaftlichen Vergnogens. Sie zogen unter den Saiteninstrumenten die Lyre, und unter den Blasinstrumenten die Flöte, allen übrigen vor. Am meisten brauchte man die Musik bey Religionsfesten, bey den heiligen Spielen, welche den Griechen die angenehmste Unterhaltung gewährten. Auch theatralische Schauspiele mischten sich jetzt immer mehr unter die Freuden des feinern griechischen Publicums. Endlich gehörten auch Spiele zur gesellschaftlichen Unterhaltung. Man spielte mit Astragalen (eine Art von Würfeln), die mit 1, 3, 4, 6 bezeichnet waren, und durch verschiedene Verbindungen 35 Würfe gaben. Diese hatten die Nahmen von Göttern, Fürsten und Helden. Wenn alle 4 Astragalen Zahlen zeigten, so war dieß der glücklichste, der

Venus

Venuswurf. Die Griechen vertrieben sich auch mit eigentlichen Würfeln die Zeit. Sie spielten mit drey Würfeln, und alle Sechs war der beste Wurf. Der Spieler schwenkte die Würfel in einem Becher, und schüttelte sie hernach in eine Art von Thurm, der auf dem Spielbrette stand. Die Griechen hatten auch schon eine Art von Damen- und Schachspiel. Man setzte, auf einem in Felder abgetheilten Brette, Figuren von allerley Materie und Farbe in Bewegung, um die Figuren des Gegenspielers wegzunehmen, oder einzuschließen. Zuweilen verband man das Würfelspiel damit, und dieß war also ein Spiel wie unser Teccategli.

Wir kommen nun zum letzten Auftritte im menschlichen Leben, zum Tode, und zu den Feyerlichkeiten und Gebräuchen, die denselben zu begleiten pflegten. In Ansehung derselben sind wir, bey diesem Zeitraume, aber blos von denen unterrichtet, die bey den Griechen statt zu finden pflegten. Diese stengen sich damit an, daß der nächste Verwandte dem Todten feyerlich die Augen zudrückte. Darauf wurde der Leichnam gewaschen, gesalbt,

in

in ein weißes, leinenes Tuch gewickelt, und auf eine Bahre gelegt. Freunde und Verwandte bildeten jetzt um die Leiche einen Kreis von lauten Wehklagenden, zu welchem zuweilen ein Leichengesang mit traurigem Flötenspiele mit einstimmte. Man stellte die Leiche, dicht an den Eingang des Hauses, zur Schau aus. Die Leichenbestattung erfolgte vor Sonnenaufgang. Der Leichnam lag auf einer Bahre, oder, wenn der Verstorbene ein Kriegsmann gewesen war, auf einem großen Schilde. Es begleitete sie ein Zug von Anverwandten und Freunden. Die Verbrennung der Leiche war bey den Griechen fast allgemeine Sitte. Neben dem Scheiterhaufen wurde ein Leichenopfer gebracht. Auf den Scheiterhaufen selbst warf man allerley Dinge, die für den Verstorbenen einen besondern Werth gehabt hatten, selbst Thiere, und zuweilen auch erwürgte Menschen. Während des Brandes ertönten Klagelieder. Wenn die Leiche vom Feuer völlig verzehrt war, wurde die Flamme mit Wein geldscht; die nächsten Verwandten sammelten die übrigen Gebeine in eine Urne, die sie in die Erde vergruben, und bezeichneten die Stelle durch

Stein

Steine, oder einen aufgeworfenen Grabhügel, auf welchem sich in der Folge öfters ein Grabmahl emporhob. Die Feyerlichkeit beschloß ein Mahl, oder auch ein Kampffpiel. Ausgemachten Böfewichtern, Landesverräthern, Selbstmördern wurde die Ehre des Leichensbegängnisses, und der Beerdigung, nicht zugestanden. Die Trauer bezeigte man durch schlechte, oder schwarze Kleidung.